

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 126.

Posen, den 22. November 1927.

Nr. 126.

Copyright by Prometheus Verlag, München - Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Sand.

45. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Das ist mir gewiß das Liebste, und ich danke dem Himmel, daß er es mir eben vergönnt, so nahe dem Trübel und doch mit Ihnen allein zu sein.“

„Das müssen Sie aber gerade der großen Gesellschaft danken! Nur sie gestattet Ihnen den Vorwand, sich ein wenig zurückziehen zu können, was wohl nicht möglich gewesen wäre, wenn wir en petit comité gewesen wären.“

„Sie mögen recht haben, Therese — jedenfalls freue ich mich sehr . . .“

„Worauf denn, Meister?“ unterbrach sie ihn lebhaft, denn sie erwartete von ihm irgend eine wichtige Erklärung oder eine Aussprache, die gerade heute — am Tage seines großen Erfolges — ihr doppelt bedeutsam ersahien.

„Mit Ihnen zu sprechen, so schwer es Ihnen auch fallen mag, mit mir — dem halb Tauben — Konversation zu pflegen.“

„Oh, ich spreche mit Ihnen ganz gut, und ich bin gewiß, daß Sie gerade mich vielleicht am besten verstehen, weil ich genau weiß, wie ich mit Ihnen zu reden habe.“

„Ich wollte, Sie verständen mich so gut wie ich Sie!“ sagte Beethoven lächelnd, „ich meine es nicht dem Worte, sondern den Gefühlen nach, Therese!“

Therese sah ihn ein wenig betroffen an.

„Wie soll ich das auffassen, Meister?“

„Ganz so, wie ich es gesagt habe! Ich habe Sie, gerade Sie, das junge Wesen, liebgewonnen, und fühle es, ob ich Ihnen nun ferne bin oder bei Ihnen stehe, wie eben jetzt, daß ich Sie als teilnehmende Gefährtin im Leben brauche, die mein Schaffen anregt und fördert, die mir hilft, den Missern des Lebens ausweichen oder sie wenigstens leichter zu ertragen, kurz . . .“

Therese, welche seinen Worten erregt und die Farbe wechselnd gefolgt war, legte ihre Hand auf seinen beim Sprechen lebhaft erhobenen Arm und unterbrach ihn.

„Wo soll das hinaus, Herr van Beethoven? Etwa auf einen Heiratsantrag?“

Beethoven erbleichte und sah wie erstarrt auf Therese hin.

„Heiratsantrag? Daran habe ich wohl nicht gedacht!“

„Es klang aber so, lieber Meister, und schon seit einiger Zeit glaube ich zu bemerken, daß Sie Ähnliches im Schilde führen und nun, da Sie mit mir allein sein wollten, sollte der große Moment kommen, das Schicksal!“

„Sie spotten, Fräulein Therese, und Sie haben recht dazu. Meine Worte ließen vielleicht diesen Glauben bei Ihnen entstehen, aber ich kann Ihnen sagen, wenn ich auch vor längerer, wie auch manchmal noch in letzter Zeit den Gedanken an eine Heirat gehegt habe — heute ist dies nicht mehr der Fall, denn ich kann einem Weibe,

das ich liebe, nicht zumuten, einen so zerfahrenen, rüden Gesellen zu nehmen, wie ich es bin, der noch dazu mit Taubheit geschlagen ist . . .“

„Beethoven! Verzeihen Sie, wenn ich Sie falsch verstanden und dadurch Empfindungen in Ihnen geweckt habe, die Sie schmerzen. Aber was meinten Sie denn vorhin, als Sie von der teilnehmenden Gefährtin sprachen, die Ihnen helfen sollte, die Last des Lebens zu tragen?“

„Ich dachte, Sie sollten meine Bettina werden!“ rief er lebhaft.

„Ihre Bettina? Das verstehe ich nicht, Herr van Beethoven!“ sagte sie zögernd.

„Bettina Brentano, die kindliche Freundin des großen Goethe! Ein Wesen wie Sie, voll Anmut, Geist und Schönheit, das den alten Dichter mit neuer Jugend begnadet. Wohl bin ich kein Goethe, aber . . .“

„Ich will auch keine Bettina sein!“ unterbrach ihn Therese beinahe brüsk. „Ich weiß nicht, welche Rolle sie im Leben des Dichters spielt, aber sie kann unmöglich eine solche sein, die mich verlocken würde, eine gleiche bei Ihnen zu spielen.“

Beethoven ließ schwer enttäuscht den Kopf auf die Brust sinken, während Therese in ihrem erregten Ton fortfuhr:

„Wir alle, und ganz besonders ich, ehren und schätzen Sie als den großen Meister der Musik, und wir sind stolz darauf, Sie den Freund unseres Hauses nennen zu dürfen, dessen Kunst unsere Salons abtelt, aber eine engere Bindung zwischen uns liegt wohl kaum im Sinne meiner Eltern, noch auch in meinem!“

Erbleichend und erregt folgte Beethoven mühsam Theresens Worten.

„Also haben Sie nur ein Spiel der Koketterie mit mir getrieben, Therese?“ rief er bebend. „Und ich Tor glaubte, gerade in Ihnen das Wesen gefunden zu haben, das meine seelische Ergänzung sein könnte, an das ich mich anschließen könnte mit Leib und Seele.“

Wie gebrochen ließ Beethoven seine Arme sinken und sah starr zu Boden. Wieder einmal hatte er eine Enttäuschung erlebt, an der er übrigens selbst schuld war. Wie konnte er in der nur schönen, aber seelenlosen Therese Malfatti etwas anderes suchen, als eben eine Zierpuppe, und an eine solche sein eigenes Herz zu verlieren, war fast Wahnsinn.

Therese merkte den harten Kampf, der in Beethovens Seele tobte, und es tat ihr leid, ihm wehe getan zu haben, war sie doch ein gutherzige Wienerin, wenn ihr auch Geist und Gemüt fehlten.

„Lieber Herr van Beethoven, sind Sie mir nicht böse, daß unser Gespräch eine solche Wendung genommen hat. Gehen wir lieber in den großen Salon zurück, wo man sicher schon mit Sehnsucht auf Sie wartet, um Ihre Kunst zu bewundern.“

„Spielen soll ich auch noch?“ fuhr Beethoven fast wütend auf. „Nein, ich danke! Nicht einmal hineingehen will ich mehr, und ich habe nur noch eine Bitte an Sie, Therese, lassen Sie mich unbemerkt von allen gehen. Sie hoben doch gewiß einen anderen Ausgang als den durch den großen Saal?“

„Es würde peinlich bemerkt werden, Herr van Beethoven, wenn Sie jetzt ohne Sang und Klang verschwinden würden; auch gäbe es Anlaß zu irgendwelchem Gerüchte, da Sie mit mir die Gesellschaft verlassen haben.“

„Aber mir wäre es noch peinlicher, die Gesellschaft noch einmal aufsuchen zu müssen, Therese; darum bitte ich Sie, lassen Sie mich fortgehen, ohne gesehen zu werden. Gebrauchen Sie irgend eine Ausrede, ganz gleich welche, aber ich will fort, nur fort!“

Therese sah ein, daß Beethoven um keinen Preis mehr zu halten sei, und versprach ihm, seinem Wunsche zu willfahren. Sie geleitete ihn durch die Familienzimmer in das Stiegenhaus, wo er von dem Diener Hut, Mantel und Stof übernahm und sich von ihr verabschiedete.

„Wann haben wir wieder das Vergnügen, Sie bei uns zu sehen?“ fragte Therese, als er sich mit einem Händedruck von ihr verabschiedete.

Beethoven wollte ein raues Niemals hervorstoßen, aber Therese sah ihn wieder mit einem so treuherzigen Blicke und einem so liebenswürdigen gewinnenden Lächeln an, daß er dieses Wort nicht über die Lippen brachte.

„Ich werde Ihnen schreiben, aber . . .“

„Was für ein Aber?“ drängte Therese.

„Ich will nicht in große Gesellschaft gezogen werden; ich vertrage das einfach nicht mehr, weil mein Gehör und auch meine Nerven versagen!“

„Armer Mann!“ sagte Therese voll Teilnahme.

„Wir bleiben aber gute Freunde?“

Beethoven gab keine Antwort. Hatte er die letzten Worte überhört oder wollte er die Frage nicht bejahen; er gab Therese nochmals die Hand, dann ging er.

Sie sah ihm lange, fast sehnsüchtig nach, und seltsame Gedanken stiegen in ihr auf.

Ob sie den Mann, den von aller Welt verehrten Meister, wiedersehen würde?

Therese eilte, so rasch sie konnte, in den großen Salon zurück, wo die Gäste und ihre Familie sich fragend um sie drängten.

„Was ist's mit Herrn van Beethoven?“ fragte Papa Malfatti.

„Er läßt sich bei euch und bei den Herrschaften entschuldigen, aber er munkte fort! Ein plötzliches Unwohlsein, vielmehr eine seelische Verstimmung.“

Herr Malfatti ahnte sofort, daß zwischen Beethoven und Therese irgend etwas vorgefallen sein mußte, und während die Gäste über die Mitteilung lebhaft ihre Meinungen austauschten, zog er seine Tochter zur Seite und flüsterte ihr ins Ohr:

„Hat es mit Beethoven etwas gegeben?“

„Ja und nein, Papa! Er hat so merkwürdig herumgeredet, daß ich nicht wußte, was er eigentlich wollte. Ob ich seine Freundin oder seine Gattin werden wolle?“

„Nun, und was sagtest du ihm darauf?“

„Ich habe ihm keinen Zweifel darüber gelassen, daß ich mir zu dem einen zu gut, sowie daß er zum anderen mir . . .“

„Noch nicht zu schlecht?“ unterbrach sie Malfatti.

„Das gerade nicht, aber ich denke nicht im entferntesten daran, einen so verschrobenen Menschen, der schlecht hört und von wenig einnehmendem Außern ist, zum Manne zu nehmen!“

„Kind, es ist aber ein Beethoven — ein Name von Klang von Zukunft!“

„Ich denke mehr an die Gegenwart und,“ sie machte eine Pause, „der Mann, dem ich meine Hand reiche, muß mir gefallen und nicht der übrigen Welt!“

Therese wandte sich lachend einem jungen Baron zu, einem eifrigen Gast des Hauses, der, hübsch und jung, so ziemlich das Gegenteil Beethovens war. Rasch hing sie sich in seinen Arm und zog ihn mit sich fort.

„Herr Baron, erzählen Sie mir, was es Neues in der Wiener Gesellschaft gibt! Der Beethoven hat mich

so sehr gelangweilt, daß ich einer Zerstreuung dringend bedarf. Sie wissen doch immer das Neueste, lieber Baron!“

Und der Baron erzählte ihr in einer lauschigen Ecke des Salons das Allerneueste, was man sich am Corso und in den Kreisen der Wiener Gesellschaft als indiskrete Chronique scandaleuse zu sagen wußte.

Noch niemals war Beethoven so leichtem Herzens über das Ende einer Liebesaffäre hinweggegangen, als es mit Therese Malfatti der Fall war, und er atmete wie befreit auf, als er die ganze, wenig aussichtsvolle Geschichte nun hinter sich hatte. Nahm ihn doch gerade in diesem Jahre seine Kunst voll und ganz in Anspruch, und die vielen Festlichkeiten im Kongressjahre boten ihm Gelegenheit, sich vor den hohen Gästen des kaiserlichen Hofes zu produzieren und damit seinen beginnenden Weltruhm zu begründen. Er komponierte eine Kantate aus der Feder des Dr. Alois Weickenbach „Der glorreiche Augenblick“, dessen Text eine Huldigung für die kaiserlichen Gäste des Kongresses bedeutete und die in ihrer herrlichen Vertonung ungemein großen Anklang fand.

Den Gipfelpunkt dieses wahren Festjahres für Beethoven bildete die am 29. November 1814 im großen Redoutensaal der Hofburg abgehaltene Akademie, welche den ganzen Hof und alle in Wien weilenden fürstlichen Gäste zu einem Musikfeste vereinigte, bei welchem Beethovens geniale Kunst einen wahren Triumph erlebte. Zur Aufführung kam seine Siebente Sinfonie (A-Dur), die Kantate „Der glorreiche Augenblick“ und eine Wiederholung seiner berühmten Schlachtensinfonie „Wellingtons Sieg“. Alle während der ganzen Künstlerlaufbahn Beethovens diesem widerfahrenen Ehren wurden durch die Erlebnisse dieses Tages überboten. Die großen politischen Ereignisse, welche fast alle europäischen Herrscher in Wien zusammengeführt hatten, wirkten wesentlich mit, diesen 29. November zu dem Tag des höchsten Glanzes und Ruhmes zu gestalten, den ein Künstler wie Beethoven erleben konnte.

Beethoven feierte einen Tag reinen ungetrübten Glücks, und dieser bot ihm für alle vergangenen Widerwärtigkeiten reiche Entschädigung. Kaiser Franz, der ihm wegen des Vorfalles in Karlsbad grollte, ließ ihm dies nicht entgelten, und der Oberkämmerer stellte Beethoven alle Räume des Redoutensaales zur Verfügung, wodurch die Akademie den Charakter eines offiziellen Hoffestes erhielt. Beethoven lud alle Monarchen und deren Paladine persönlich ein und hatte die Genugthuung, daß alle bei seinem Konzerte erschienen. Ueber sechstausend Zuhörer wohnten demselben bei, so daß das Ertragnis ein ungemein reiches war. Die Kaiserin von Rußland sandte Beethoven 200 Dukaten in einer Silberdose und ließ ihn wissen, daß seine Musik den größten Eindruck auf sie gemacht habe, woran sie den Wunsch knüpfte, ihn in ihren Salons in der Hofburg zu einem Klaviervortrag bei sich zu empfangen, welchem Wunsche Beethoven natürlich gern entsprach.

Raum einen Monat später veranstaltete Kaiser Franz im Rittersaale der Hofburg ein intimes Hofkonzert, zu dem Beethoven zugezogen wurde und bei dem der erste Tenor Wiens, Franz Wild, von Beethoven begleitet, dessen berühmtes Lied „Adelaide“ zum Vortrag brachte. Ganz Wien war damals von des Meisters Ruhm voll, die Zeitungen widmeten Beethoven spaltenlange Artikel und alle Dichter besangen den gewaltigen Tonkünstler.

Und noch ein großer, kostbarer Triumph war Beethoven in diesem Jahre des Heils vorbehalten: das Wiedererstehen seines Schmerzenskinder, der Oper „Fidelio“, die seit acht Jahren nicht mehr aufgeführt worden war. Der Name Beethovens war in aller Munde, und drei Sänger des Kärntner-Theaters, Johann Michael Voal, Karl Weinmüller und Ignaz Saal, hatten die glückliche Idee, Beethoven zu bitten, ihnen den „Fidelio“

zur Aufführung zu ihrem Benefizabend zu überlassen. Er war hierzu gern bereit und tat noch ein übriges, indem er das Werk noch einmal gründlich durcharbeitete, wobei ihm Friedrich Treitschke bei der Aenderung des Buches getreulich mithalf.

Im März 1814 begann Beethoven mit seiner Arbeit, die ungeheuer mühsam war und schwer von staten ging. Der zweite Aufzug bot gleich anfangs große Schwierigkeiten. Beethoven wünschte, dem Florestan eine Arie einzulegen, Treitschke aber äußerte ein Bedenken, daß ein fast dem Hungertode Naher unmöglich Bravour singen dürfe. Treitschke entwarf dieses und jenes und traf endlich nach Beethovens Meinung den Nagel auf den Kopf. Er dichtete Worte, die das letzte Aufflammen des Lebens vor seinem Erlöschen bedeuteten:

„Und spür' ich nicht Linde sanft säuselnde Luft,
Und ist nicht mein Grab mir erhellet?
Ich seh' wie ein Engel im roßigen Duft
Sich tröstend zur Seite mir stellet.
Ein Engel, Leonore, der Gattin so gleich,
Der führt mich zur Freiheit, ins himmlische Reich!“

Beethoven kam eines Abends gegen sieben Uhr zu Treitschke und erkundigte sich, wie es mit dem Text zu der Arie stehe. Treitschke reichte ihm das soeben geschriebene Blatt, das Beethoven rasch überflog. Dann las er es noch einmal, ließ einige Male im Zimmer auf und ab, murmelte und brummte, wie er es gewöhnlich an Stelle des Singsens tat, und stürzte dann an das Klavier, das er stürmisch aufriß. Treitschke hatte ihn oft, aber vergeblich abeten zu spielen, aber jetzt legte er den Text vor sich hin und begann wunderbare Phantasien, als wollte er aus ihnen die Melodie der Arie beschwören. Stunden schwanden dahin, aber Beethoven phantasierte fort. Das Abendessen, das er mit Treitschke und dessen Frau einnehmen sollte, wurde aufgetraen, aber Beethoven ließ sich nicht hören. Spät erst erhob er sich, umarmte den Dichter und eilte, auf die Mahlzeit verzichtend, nach Hause. Tags darauf war die herrliche Arie vollendet.

(Fortsetzung folgt.)

Sein letzter Tag.

Von Rudolf Dibrich.

„Sie wollen uns also heute verlassen, lieber Mahnte?“ Der Chef des Hauses Webermann und Söhne hob sich aus seinem Arbeitskessel und war im Blick und Mienen nur Güte, Verstehen und Anteilnahme.

Gebeugt und rissig, mit schlohweißem, wirrem Haar und lebernen, lebensmüden Augen richtete der Maschinenwärter August Mahnte sich bei diesen Worten stolz und gleichsam rückwärts empor, fing in seinen Augen vom Feuer seines Herrn auf und nickte — nickte knurrte, das alle Weichherzigkeit dieser Stunde bannen sollte, indem er die verschmutzte, abgetragene Schirmmütze zwischen den Händen drehte: „Das ist nu so! — Ja — ja!“

Freundlich wie einem trotzbedürftigen Kinde, legte Webermann dem Arbeiter die Hand auf die Schulter. „Wie lange waren Sie bei uns, Mahnte?“

„Fünfundfünfzig, Herr“ — und es war dem Alten, als sähe er sich mit Riesenschritten diese unendliche Zeitspanne durchheilen — wie aus schweigenden Fernen kommend, klang seine Stimme: „Ich war so'n Jung von fünfzehn und Sie auch nicht viel älter als ich. Ihr Vater selig saß da noch hier, und Sie standen dabei, als ich hereinkam. Und das hat der August zertelbens nicht vergessen können, was der Alte dem Jungen sagte: wer nicht bonge vor der Arbeit ist, der kann bei Webermanns alt werden! Ja — ja — so hat er gesagt!“ Und wie ein verebbender Wellenschlag wurde sein Wort, immer stimmloser und verrann in nachdenkliches Kopfwiegen.

„Weiß ich, weiß ich! — Und heute geht's ans Abschiednehmen — von der Arbeit und vom Leben für uns beide. Aber was die mühevollen Tage schenken und uns lehren, das kann uns keiner nehmen!“ Bedächtig schritt der Chef zum Schrank, nahm eine Flasche und Gläser heraus, füllte sie mit roten, glühenden Tropfen, reichte eins und ließ beide sich im Anklagen verbinden: „Auf unsere alte, getreue Freundschaft!“

Wid glitt für einen Augenblick in Wid. Beide tranken bis auf den Grund, und die letzten Tropfen rannen wie schmale Blutbänder dem Arbeiter über das Kinn: Blutbrüderchaft! — — —

Einmal wandte sich August Mahnte auf den Heimweg. Schwer bröhnte hinter dem Abschiednehmenden das Eisenor in den Angeln. Die Pforte seines Paradieses schloß sich für immer. „Für

immer“ — murmelten seine Lippen im müden, tappenden Schreiten, als könne er nimmer und nie die Tiefe dieser tränenschweren Worte fassen. Und ein Gefühl unnenbaren Verlassenseins spannte ihn ein. Das wartende Leben dünkte ihm nach den erhebenden Feiertagen seiner Schaffensjahre erbärmlicher, niederdrückender Alltag.

Am diesem Tage schloß er sich daheim ein in sein bangendes, träumendes Schweigen. In sich, tief in sich blickte der Alte und wurde reicher an Erkenntnis. Und stets wieder fanden sich seine Gedanken in den Räumen seiner Arbeit. So klar und greifbar nah haute sich jedes Ding in sein Sinnen, daß es ihm wie ein Nusen, Bilden, Beschwören schien. Komm zu uns, August Mahnte! Wir gehören zusammen! — Da brannte heiße Liebe der Sehnsucht im verflüchtenden Herzen, die ihn zog und zerrte, verwirrte und qualte. Und wie unter magischer Gewalt nahm er die vertraute Miße, legte den Arbeitskittel an und schritt in die beginnende Nacht zum letzten Abschied.

Erste Sterne glänzten am Himmel auf. Alle Schatten wurden länger, und über die hohen Mietshäuser schwang seine unhörbare, zittliche der heutigetierige Nachtvogel. Des Tages überlaute Schreie fauerten sich in verschwiegene Ecken, und maueran schlichen Schemen, hinter dunklen Fenstern zu hocken. August Mahnte sah und hörte nichts von alledem. Nur kalte Schauer rannen leise über Leib und Rücken dann und wann. Da blickte er schütternd auf, stierte in das mitleidlose Gesicht der Nacht und ihm schien es, als müßten alle die stummen Steinkolosse über ihn fallen, stürzen, ihn begraben. Schweiß tropfte eifig aus tausend Poren. Und er eilte schnelleren Schrittes zum Werk.

Das Tor stand geöffnet, als habe man ihn erwartet. Unendliche Ruhe, wunschloser Frieden hüllte ihn in weiche Mäntel, und ein Aufatmen dehnte seine Brust und schenkte zielnahe Glück. So wanderte August Mahnte noch einmal durch alle Räume und Hallen, über alle Lagerplätze. Die Erinnerung wob um jedes Ding eigene Schleier, Gedanken vom Ginst wurden wach und gingen mit Hand in Hand, wie Kinder schreiten. Und es rante aus Ecken und Nischen in vielfarbenen Stimmen. Alle schlossen sich seiner Wanderung an zum großen Erfolge: die Gemeinschaft der Verstoßenen, die nicht voneinander ließen in den Tagen der Fron und Freude, die zueinander drängten im Ahnen wartender Not.

Und jetzt ist alles wie einst. Im Maschinenraum steht der pensionierte Maschinenwärter August Mahnte, und Gottesdienst ist dem Manne das Getöse und Gefumm, das Gedöhn und dumpfe Gestampf der Zyklopenleiber. So eigen glänzen und gleichen die Niesenkörper, liegen geduckt wie gefesselte Tiere. Kraft, überquellende Kraft schläft in ihnen bis zu herrlichem Erwachen. Leuchten stiehlt sich in des Alten Augen, alle Einsamkeit ist verfliegen, — weit, weit — dahin. Hier ist er Bruder dem Bruder — Freund dem Freunde! Und bräutliche Höhe erhebt seine Seele wie zum reichsten Hochzeitstage.

Jetzt steht er an der Schaltbank. Blanke Zeiger spielen leicht und behende, unstäthbare Hände schreiben in magischen Zeichen, und Hebel bliken fühl im Gedanken entfestelter Kraft. Unnenbar hohes, stolzes Herrschertum senkt sich in des Alten Seele. Herr fühlt er sich, sieht er sich, weiß er sich! Und mit königlicher Gebärde nimmt sein Blick Besitz von allem für ewig und immer. Ein zweites Wollen lagert sich ihm zu Füßen, kuschelte sich näher, schleicht sich in sein Herz: Abschiednehmen, Gehen und Mitnehmen! Das unbekannte Land wartet, und das Kleinsein ist ewiges Frieren. Da tastet sein Auge zu dem einsamen, schwarzen Knopf, der Tod und Leben in seinem Innern birgt, der Ketten zu zerbrechen vermag, und alle Bande heiliger Harmonie zerreißt. Mit Gebrüll und Getöse! Mit Donner und Wühl! Irres Gladmern hängt in seinen Augenlidern. Keuchen stöhnt aus durchquälter Brust, und wirrendes Denken wird zu zügelnden Schlangen. Ein Druck, und Raum und Maschinen sinken ins Nichts.

Zitternd tasten die Finger, suchen — suchen. Wollust ist diese Minute, ist dieser Uebermahn, diese fürchterliche Not der Seele. Schwer und schwül zieht sie durchs Blut und läßt das Herz bis in die Schläfen klopfen. Ein Druck — das Nichts — alles — alles! — Näher irren die Finger — näher — gleiten — irren — jetzt — jetzt — das Nichts — — —

Tot fand man wenige Stunden später den Maschinenwärter August Mahnte zusammengesunken vor der Schaltbank. Ein Herzschlag hatte ihn Abschied nehmen heißen von seinem Lebenstag.

Die alte Gertrud und Goethe.

Von Erik Juel.

Als Goethe die Nase abgeschlagen wurde, degradirte man ihn. Er konnte also fernerhin nicht mehr auf dem Bücherstank des Professors Stellung halten. — Gut, er erhielt einen neuen Platz auf dem ausgezackten Wandbrett über dem Bett des Mädchenzimmers angewiesen.

Das neue Dienstmädchen, das bei Professors den Dienst antrat, bat um Aufklärung darüber, wer der Mann da sei, der auf dem Konsolett über ihrer Lagerstatt thronete. Um die Unwissende zu belehren, nahm der Professor „Goethes Gedichte“ hervor und bezigierte sie dem Mädchen. Nun konnte sie lesen und Goethe endlich kennen lernen.

Aber das Dienstmädchen, das in Zucht aufgewachsen war, zeigte ihrem Erzieher das Buch, welches er ihr mit strengstem Verbot und unter Vermahnungen zurückgab.

Schnell entschlossen nahm sie die Büste über ihrer heischen

Lagerstatt mitsamt den „Kandeln“ Gedichten, am beides in ihre große Küchenschürze und warf es auf den Misthaufen . . .

Nach einer Weile kam die taubstumme Gertrud vorbei. Sie war krumm und altersgebeugt und besaß eine stille Leidenschaft für „Abfälle“. Mit ihrem Stock rührte sie in dem Düngerhaufen herum und — fand Goethe und seine Gedichte.

Daß es der alten Gertrud in Zukunft gut ging, war eigentlich Goethes Schuld.

Eines Tages landete Gertrud im Armenhaus, wo sie bald eine beborzugte Stellung einnahm. Sie wurde beneidet, aber auch bewundert. Der Verwalter ehrte und achtete sie, und wenn die Anstalt „hohen“ Besuch erhielt, wurde Gertrud als lebendes Beispiel für den kulturellen Hochstand der dortigen Bevölkerung vorgeführt.

Sie wurde bewundert, man streichelte ihr vertraulich die Wangen und steckte ihr auch dann und wann einen Groschen zu. Das war alles miteinander die Schulb Goethes, des Geheimrats. Auf Gertruds Kommode stand er in Gips — mit abgehauener Nase. —

Zwei armelige Herzen flankierten die Büste, die einen geweihten Zweig im Nacken stecken hatte.

Es war allen klar, daß die taubstumme, alte Armenhauselerin Goethe vergöttert.

Sie las ihn — von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang las sie Goethe. Zimmer hatte sie das kleine Buch mit der verblassten Goldkante in der Hand. Sie las und murmelte vor sich hin, wurde nie müde, als gäbe es die ewige Seligkeit. Sie las Goethes Gedichte, als wenn das Psalmen und Gebete gewesen wären.

Sonst war nichts Merkwürdiges an Gertrud zu entdecken, und daß sie taubstumm war, wußte man ja — das stand in den Papieren.

Wie gesagt, die alte Gertrud wurde eine Sehenswürdigkeit der kleinen Stadt an dem breiten Fluß, der von Westen kommt und nach Osten geht. Man räumte ihr den Platz auf der Fensterempore ein — da konnte sie doch wenigstens gut sehen, um ihren Goethe zu lesen.

Schließlich starb sie, geehrt und ruhig in ihrem Glauben an Goethe. In ihren gefalteten Händen hielt sie das Gedichtbuch, auf das ein Schein der Lichter fiel, die wegen des feierlichen Anlasses angezündet worden waren und langsam vor der Büste des Geheimrats niederbrannten.

Psychologie des Automobilsismus.

Eine niegeahnte Entwicklung hat der Automobilsismus nach Kriegsende genommen. Straßenbild, Sport, Verkehr und Handel sind beherrscht von Kraftfahrzeug — Motorrad oder Automobil. — Allgemein ist das Interesse. Nicht nur der Kaufmann, dem das Kraftfahrzeug eine rationelle Arbeitsweise ermöglicht, nicht nur der alte Berufsfahrer und Techniker, auch der kleine Mann aus dem Volke und die Dame, das schwache Geschlecht, alle beginnen sie den „Dust“ des verbrauchten Betriebsstoffes als ersetztes „Parfüm“ zu empfinden — liebäugeln mit den vorbeiraufenden Wagen, werfen mit Sachausdrücken um sich — und wünschen sich nichts mehr, als selbst einmal die Hand an ein Steuer legen zu dürfen.

Man spricht von „Autosieber“, von einer „Modierkrankheit“ — rangierend zwischen Fußball, Charleston und Wubikopf. — Falsch und richtig zugleich. Denn alle diese „Modien“ der Jetztzeit, über die unsere Großväter und Großmütter die Köpfe schütteln, sind Erzeugnisse, Erscheinungen, notwendige Folgerungen einer Zeit, unserer Zeit: Der Zeit der Technik.

Ebenso wenig wie der Wubikopf eine Forderung der Hygiene ist, ist das Automobil — von den tatsächlich für Verkehr und Handel bestimmten Fahrzeugen abgesehen — eine unbedingte Existenznotwendigkeit des Einzelnen. (Spricht man doch — als Bemerkung — davon, daß das Zufußgehen bald eine weitaus sichere und schnellere Fortbewegungsart ist als das Fahren. Aber das ist Trottwirren und bestimmt übertrieben!) Doch es wird zu einer Notwendigkeit, muß es werden durch die Psychose des Automobilsismus.

Diese Psychose des Automobilsismus ist es auch, die einzig erklärt, warum zum Beispiel das ehemals so lebhafteste Interesse am Turf im Zurückgehen ist (am Turf, nicht am Wetten!), warum die Pferdebezüge in einem schweren wirtschaftlichen Kampf liegt — und warum der Droschkengaul mit seinen müden Beinen . . . schon halb im Grabe steht. Zeitalter der Technik!

In allen Dingen der Kunst, des Milieus von Geschmack, Architektur, ja Mode, Kleidung, in allem die „neue Linie“: Wucht, Masse, Sachlichkeit — aller Spielerei entkleidet, aller Zierat — schon dennoch, eben durch das Dasein. (Der Gegenatz: Die Dame, die doch, um Gottes willen, nicht etwa wuchtig oder gar massig wirken möchte!)

Der Mann, der Mensch, der aus dem Maschinenaal einer Fabrik, von der Reise und dem Anblick mächtiger, ungeheurer Lokomotiven und riesiger Brücken mit klarer, gerader Silhouette kommt — mächtlern, sachlich, bewußt —, er muß Zierat und Spielerei doppelt als solche empfinden. Und sein Streben wird notgedrungen sein: diese klare Sachlichkeit der Technik auch in das Milieu jenes Alltags, seiner Erholung zu verpflanzen, sich frei zu machen von aller Spielerei, die ablenkt, sein Denken zerstreut und wohl auch in einer Weise fesselt, daß er selbst unruhig wird im Ansehen unruhiger Formgestaltungen.

Sachlich also Mächtlernheit, ernste Klarheit, verursacht durch den Umgang mit klaren, mächtlern und zweckbestimmten Maschinen und Gebilden der Technik. Aber auch beeinflusst durch den Mysteri-

mus der Maschine, Sachlichkeit wohl, aber gesteigert zu wahnwitzigen Tempel — Kolben und Stangen —, Schimmel und Charleston. Tanz ohne Fröhlichkeit, Tanz im ekstatischen Genuß an sportlicher Arbeit.

So hat die Technik — Geistesprodukt des Menschen — den Menschen selbst umgestaltet, sich abhängig gemacht, ihn im Tiefsten gepackt und geformt: in seiner Psyche. Unbewußt empfindet der Mensch diese Abhängigkeit, er wehrt sich, lehnt sich auf — und diese Auflehnung wird zur Sucht, zum Trieb: Maschine und Technik zu beherrschen.

Und das ist die Psychologie des Automobilsismus. Nicht „Mode“ etwa, nicht Nachahmungstrieb — oder nicht nur das Empfinden, mehr zu sein, wenn man im Wagen sitzt —, Trieb ist es, Herr zu sein über die Technik, die uns — unmerklich — im täglichen Leben bestimmt.

Die Dame am Steuer ist eine alltägliche Erscheinung, die Kraftdroschkenhaltstellern der Großstädte reichen bei weitem nicht mehr aus, der Portofassensjüngling hat sein Motorrad ebenso wie auch der kleine Milchbauer, der heute schon vielfach seine Produkte im eigenen Ford zur Stadt fährt. — Das ist mehr wie Mode.

Und jeder, der am Steuer gesessen hat, als Anfänger, und bemerkte, wie die erste Aengstlichkeit einer wachsenden Sicherheit weicht, der kennt auch dieses eigentümliche, ich möchte fast sagen: rauschartige Gefühl: „Du herrscht. Ein Hebelariff, eine kleine Willensäußerung nur, und das große, gefährliche, wildrasende Fahrzeug steht. Steht, weil du — kleines Opfer der Technik —, weil du es willst!“

Hypernervöse Menschen des Zeitalters der Technik. Heute suchen sie noch das Automobil, heute noch befriedigt sie das Steuer, der Ganghebel, die Vierradbremse . . .

Und morgen? Das Flugzeug vielleicht, das den Automobilsimus in seiner Bedeutung herabdrücken wird auf die Stufe, die heute schon die Eisenbahn einnimmt, nämlich die der Selbstverständlichkeit.

Und übermorgen . . . ?

Carl Otto Winckler.

Allerlei Wissen.

Spiegel auf Gräbern. Von einem seltsamen Grabschmuck berichtet der im 12. Jahrhundert lebende niederrheinische Minnesänger Heinrich von Veldete, der das Grabmal der heiligen Camilla in Frankreich besucht hatte. Das Auffallendste an diesem prächtigen Bauwerk, das der griechische Architekt Geometras errichtet hatte, war nämlich ein großer glänzender Metallspiegel, der, wenn die Sonne schien, und die Spiegelfläche ihre Strahlen zurückwarf, so weit ins Land hinausleuchtete, daß man das Grabmal schon in einer Entfernung von mehr als einer Meile sehen konnte. Die Erwähnung von ähnlichem Spiegelschmuck auf Gräbern trifft man in Berichten aus jener Zeit noch ab und zu an, es dürfte sich aber bei den anderen Grabmalen wohl nur um Nachahmungen des Grabes der heiligen Camilla handeln, das jedenfalls eines der schönsten Grabmäler seinerzeit war.

Der Sarg als Geburtstagsgeschenk. In China, und zwar auch im modernen China gilt im Familienleben der 50. wie auch der 70. Geburtstag der Eltern für die Kinder als sehr wichtiger Tag, weil der chinesische Volksglaube dem Beginn dieser beiden Lebensabschnitte eine große Bedeutung beimißt. Damit in Zusammenhang steht denn auch die Sitte, daß die Kinder die Eltern an diesen Tagen besonders reich beschenken, doch das wichtigste aller dieser Geburtstagsgeschenke bildet bei reich und arm der Sarg, in dem das Geburtstagskind einmal seine letzte Ruhe findet. Die Särge werden dann gewöhnlich in einen Tempel gebracht, wo sie bleiben, bis ihr Eigentümer stirbt. Auch in den chinesisch-indischen Grenzgebieten ist dieser Brauch noch heute allgemein verbreitet.

Fröhliche Ecke.

Kommando zurück. Auf harter Stoppel liegt die Schützenlinie ausgeschwärmt. Ihre Klappatronen — pro Manövertag 5 — haben die Leute verschossen. Was sollen sie also weiter tun, als das müde Haupt auf den Arm betten, um die bei Tanz und Bier veräumte Nachtruhe nachzuholen. Da kommt ein „Stabshengst“ vorbei. „Nasen aus'n Dreck!“ ruft er. Aus süßen Träumen fährt der Leutnant hoch und starrt den Major an. „Ach so —“ sagt der, „das ist ja gar nicht mein Bataillon.“ — Worauf der Leutnant kommandiert: „Nasen wieder in'n Dreck!“

Ueberzeugt. „Im Ernst, meine Pfeife ist mir tausendmal lieber als meine Frau!“ — „Wieso denn?“ — „Der kann man doch wenigstens das Mundstück abschrauben, wenn man will!“

Das Recht auf Wohnung. Bagabund, der sich unter einem Brückenbogen häuslich niedergelassen hat, zu zwei Polizisten, die ihn verjagen wollen: „Wie? Sie wollen mich auf die Straße setzen? Schön! Besorgen Sie mir aber erst eine andere Unterkunft.“

Stellungswechsel. Richter: „Was ist der Gefangene?“ Verteidiger: „Er ist Berufsfußballspieler und ist der beste Spieler auf der Außenseite.“

Richter: „Gut! Dann werde ich seine Stellung ändern. Ich werde ihn für sieben Tage auf die Innenseite setzen.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Strauß, Poznań.